



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Friedrich Hebbels Briefwechsel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

höhere Schule ihre Zöglinge vor allen Dingen lehren, wie die moderne Wissenschaft die Dinge betrachtet, und nehmen wir in die Grundlage dann noch Geschichte auf, Geschichte auch im weitesten Sinne, dann läßt sich allerdings auf kulturhistorisch-neusprachlich-naturwissenschaftlicher Grundlage eine harmonische Bildung aufbauen, eine Bildung, die den Schüler befähigt, das Wissen der Gegenwart in sich aufzunehmen und zu dem Wollen der Gegenwart mitzusprechen. Aber freilich, dazu müßte noch mancherlei geschaffen werden. Dazu müßten z. B. in den Sprachunterricht die Grundzüge der historischen Grammatik aufgenommen werden. Und soll dem Schüler diese wirklich verständlich und nutzbar werden, so müßte es — die deutsche Grammatik sein! Wie aber könnte ein deutscher Kultusminister zugeben, daß an einer deutschen Schule statt Horaz und Virgil Walthar von der Vogelweide und die Nibelungen, daß statt des griechischen Testaments Diefried und Wulfila gelesen würden! Da könnte ja am Ende ein tiefes Interesse für die Muttersprache das Ergebnis des deutschen Unterrichts werden, und das möchte sich am Ende gar in ein noch tieferes Interesse für die Entwicklung deutscher Kultur verwandeln. Bei solchem Bruch mit aller Überlieferung unsrer höhern Schule könnte der Zusammenbruch aller Kultur überhaupt nicht mehr fern sein. Heil unsern Schulverwaltungen, die uns vor diesem Unheil bisher mit so viel Erfolg bewahrt haben!

Elberfeld

Paul Harms



Friedrich Hebbels Briefwechsel

Von Adolf Stern



dreißig Jahre oder doch fast dreißig Jahre sind seit dem frühen Tode Friedrich Hebbels verflossen, und sie haben zugleich die Geltung des Dichters in der deutschen Litteratur befestigt und die Meinung über ihn wesentlich geklärt. Nicht bloß der nie ruhende Prozeß, durch den bleibende und nachwirkende Erscheinungen von den vorübergehenden geschieden werden (ein Prozeß, bei dem es ohne Willkür und Härten nicht immer abgeht), sondern auch das angestrengte Bemühen überlebender Freunde für Wahrung seines Andenkens und Erkenntnis seiner dichterischen Persönlichkeit, die wachsende Einsicht endlich, daß großangelegte und großes wollende Naturen die lebendige Teilnahme, die ihnen gewidmet wird, nie umsonst fordern und selbst mit ihren Irrtümern und Mängeln noch bezahlen, haben hierzu zusammengewirkt. Es ist freilich wahr, daß

die dramatischen Dichtungen des großen Ditmarsen nach wie vor nur vereinzelt auf unsern Bühnen erscheinen, daß sich die Theaterpraxis darauf eingerichtet hat, aus der ganzen Reihe dieser Schöpfungen nur etwa „Judith“, „Maria Magdalena“ und die „Nibelungen“ als bühnenfähig gelten zu lassen, daß heute wie vor dreißig Jahren Anthologien zusammengestellt werden, die von Hebbels unvergänglichsten Gedichten keine Notiz nehmen, und daß es immer noch tausende von gebildeten Nachkommen jener österreichischen Exzellenz giebt, die unsern Dichter auf einem Valle zu seinen Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes beglückwünschte. Aber mit alledem geschieht nur, was von der Besonderheit seines dunkeln Genius und dem herben Grund der Hebbelschen Lebensanschauung unzertrennlich ist; Hebbels Poesie wird nur unter Kämpfen, nur allmählich den Teilnehmerkreis, den sie zunächst zu gewinnen vermag, erfüllen, noch langsamer diesen Kreis erweitern. Immerhin ist eine zweite Ausgabe der sämtlichen Werke des Dichters nötig geworden, und die durch die unablässigen und aufopfernden Bemühungen Felix Bamberg's ermöglichte und vollendete Herausgabe der Tagebücher (Berlin, 1885 bis 1887) und des Briefwechsels*) Friedrich Hebbels hat die Gestalt, die Eigentümlichkeit und die menschlichen Schicksale des Dichters einer kleinen Gemeinde von Litteraturfreunden noch in ganz andrer Weise nahegebracht, als seiner Zeit die von Emil Kuh verfaßte Biographie.

Wenn einzelne Leser und Beurteiler zu dem Ausspruch gekommen sind, daß durch die Veröffentlichung der Tagebücher und des Briefwechsels das Leben, die Persönlichkeit und Entwicklung Hebbels nicht nur in ein andres und deutlicheres Licht gerückt worden seien, als im Kuh'schen Lebensbild, daß Tagebücher und Briefe nicht nur eine Reihe neuer Thatsachen und Urteilsgrundlagen ergäben, sondern geradezu eine neue Darstellung dieses bedeutungsvollen Dichterlebens mit grundverschiedner Würdigung der äußern Vorgänge wie der geistigen Erlebnisse herausforderten, so muß man dagegen Einspruch erheben. Wer vorurteilslos die Biographie Kuh's (die auch Bamberg als ein „monumentales Werk“ anerkennt) mit den inhaltvollen Veröffentlichungen vergleicht, die seit dem Erscheinen jenes Buches erfolgt sind, der wird zwar den Reichtum neuer Einzelheiten nicht für unwichtig erachten, den die Tagebücher und noch mehr der Briefwechsel erschlossen haben, wird noch stärker als vorher empfinden, daß Kuh's Lebensbild allzulange bei dem Unheil von Hebbels Jugendschicksalen verweilt, allzu ausführlich den materiellen Sommer seiner Lehr- und Wanderjahre geschildert und die letzten glücklichern Jahre des Dichters allzu knapp behandelt hat, aber deshalb die Bedeutung der Biographie nicht unterschätzen. Für die Berichtigung von Einzelheiten, für eine

*) Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Zwei Bände. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1890 bis 1893.

genauere Kenntnis der wechselnden Stimmungen des Dichters in verschiedenen entscheidenden Lebensabschnitten, für die Vervollständigung von Hebbels Anschauungen und Urteilen, für ein gutes Stück Geschichte der neuesten deutschen Litteratur, vor und hinter den Kulissen, können die beiden 460 und 614 Großoktavseiten umfassenden Bände wohl unschätzbar genannt werden, und ihr Verdienst ist damit noch längst nicht erschöpft. Denn während die Tagebücher Emil Kuh für seine große biographische Arbeit vollständig vorgelegen haben, hat er die Briefe Hebbels, die Bamberg jetzt mit annähernder Vollständigkeit veröffentlicht, etwa nur zur Hälfte gefasst und nur für die beiden ersten Drittel seines Werkes ausgiebiger benutzt.

Bei dem reichen Gedankengehalt und dem persönlichen Gewicht fast aller Briefe Hebbels ist die wörtliche Mitteilung aller, über die der Herausgeber verfügen konnte, und die mühevolle Zusammenbringung dieser geistvollen und lebenssprühenden Briefe im höchsten Maße dankenswert. Anders steht es mit der Aufnahme der Antworten, der Briefe an Hebbel. Der Abdruck auch dieser hängt mit den gegenwärtig alle historischen Wissenschaften beherrschenden Neigungen zusammen. Die Überschätzung des vollständigen Materials, die unsere Bibliotheken mit tausenden von Bänden überlastet, in die nach dem Buchbinder, der sie bindet, nie wieder ein Mensch auch nur einen Blick thut, hat den Mut gebrochen, wertloses vom wertvollen zu unterscheiden und das erste völlig ungedruckt zu lassen. Ganz so schlimm, wie bei dem wortgetreuen Abdruck der unwichtigsten, sich in endlosen Windungen ergehenden diplomatischen Aktenstücke, steht es natürlich bei Hebbels Briefwechsel nicht, mehr als eine Gruppe von Briefen, von denen Uhlands und Tiecks bis zu denen Dingelstedts, möchten wir nicht entbehren und eine kleine Zahl Leser werden vielleicht auch die überzähligen Briefe so vieler jungen Freunde und Verehrer des Dichters flüchtig durchblättern, da sie einmal mit abgedruckt sind. Aber die Vollständigkeit ist hier vollkommen überflüssig. Im zweiten Bande des Werkes steht z. B. ein Duzend Briefe Hebbels an mich abgedruckt, die sicher nicht fehlen durften, und dabei ein andres Duzend meiner vertraulichen und jugendlichen Mitteilungen an den Dichter aus den Jahren 1858 bis 1863. Nun ist ja nichts in diesen Briefen, dessen ich mich nach dreißig Jahren zu schämen hätte, und da ich kein Snob bin, kann es mir auch gleichgiltig sein, wenn die Leute wissen, wie unfertig und mannigfach ratlos ich vor dreißig Jahren war. Aber mit drei oder vier zehnzeiligen Notizen wäre leicht alles abzuthun gewesen, was zum Verständnis der Briefe Hebbels an mich nötig war, alles andre ist überflüssiger Papierverbrauch. Und ich denke nicht unrichtig zu urteilen, daß die Briefe von zwanzig und mehr Korrespondenten Hebbels ungefähr dieselbe Bedeutung für das Publikum und die Litteratur haben werden als meine eignen. Es herrschen eben so alexandrinische und byzantinische Zustände in dem Reich unsrer Litteratur, daß man anfangen muß, die zufällige wie die absicht-

liche Vernichtung gewissen „Materials“ als einen Gewinn zu erachten, und nur bedauern kann, daß der Müller aus dem Schwank des Hans Sachs, der mit der Art das Glossar vom Text abhaut, so wenig Nachfolger hat.

Der Briefwechsel Hebbels rückt uns den Dichter mit all seiner herben nordischen Ursprünglichkeit, mit dem schweren Lebensernst, mit den tiefen Narben verzweifelter Seelen- und Bildungskämpfe wieder so lebendig vor Augen, daß es mir persönlich zu Mute wird, als wäre der Septembertag von 1862, wo ich fürs Leben von ihm Abschied nahm, erst gestern gewesen. Jedem, der Friedrich Hebbel gekannt hat, wird es ähnlich ergehen. Er, der sich rühmte, daß er so rasch mit der Zunge wie langsam mit der Feder sei, verstand es auch, seinen Briefen allen Reiz der persönlichen Ansprache und des Zwiegesprächs zu geben. War er vom Gegenstand ergriffen, so verschlug es ihm nichts, eine persönliche Mitteilung zu einer Abhandlung auszudehnen, und so hört man auch aus den längsten und abstraktesten Erörterungen dieser Briefe heraus seine lebendige Stimme wieder ertönen. Die hoffentlich zahlreichen Leser aber, die der mächtigen Persönlichkeit erst durch die veröffentlichten Briefe näher treten, werden aus der Fülle der Lebensäußerungen, der Aussprüche und Urteile leicht erraten können, wie stark diese Persönlichkeit und dieser Geist auf seine Umgebungen wirken mußte, und wie er sich in jeder Weise von den gelehrten und litterarischen Durchschnittsmenschen unsrer Tage unterschied. Die Briefe Hebbels erläutern aber auch, warum dieser Dichter auf so herbe und unverföhnliche Gegnerschaften stieß. Man war freilich um die Mitte des Jahrhunderts noch nicht ganz so weit wie jetzt am Ende, man wagte noch nicht klipp und klar die Forderung zu stellen, daß die „Unterschiede des Talents“ gegenüber der „Kollegialität des Berufs“ nicht in Frage kommen dürften; ja die erbittertsten und hartnäckigsten Gegner Hebbels rechneten sich mit stolzem Bewußtsein zur litterarischen Aristokratie. Aber eine Kunstanschauung und ein Selbstbewußtsein, wie sie Hebbel hatte, galten doch schon für schlechthin unerträglich. Man verzieh Hebbel weder die Strenge seiner künstlerischen Forderungen, die tief bescheidne Unterordnung unter die größten Meister einer glücklichen Vergangenheit, noch die gelegentlichen Aufwallungen seiner Zuversicht, daß er „sich vom Nichts unterscheide.“ Weit eher würde man sich in die Ansprüche des Dramatikers, als ein „Abkömmling der Familie königlicher Dichter“ betrachtet und geehrt zu werden, gefügt haben, Ansprüche, die man doch immer als etwas persönliches ansehen konnte, als daß man seinen allgemeinen Ideen über die Dichtung und das Verhältnis des Einzelnen zu ihr gerecht geworden wäre. Durch diese Ideen erschien Hebbel als der Feind aller, die im Augenblick die Herrschaft über die deutsche Litteratur erstrebten, aus diesen Ideen fühlte man eine unbarmherzige Verurteilung der Tendenz- und Augenblickspoesie, der Rhetorik wie des photographischen Realismus heraus. Zum Unglück für Hebbel prägten sich seine Grund-

anschauungen nicht nur in seinen dichterischen Schöpfungen aus, sondern wurden bei mehr als einem Anlaß bestimmt und scharf ausgesprochen. Längst ehe der Dichter Kritiken drucken ließ und im kritischen Vorwort zur „Maria Magdalena“ die dramatischen Dichter des Tages anrief: „Ich sage es euch, ihr, die ihr euch dramatische Dichter nennt, wenn ihr euch damit begnügt, Anekdoten, historische oder andre, es gilt gleich, in Szene zu setzen, oder wenns hoch kommt, einen Charakter in seinem psychologischen Räderwerk auseinanderzulegen, so steht ihr, ihr mögt nun die Thränenfistel pressen oder die Lachmuskeln erschüttern, wie ihr wollt, um nichts höher als unser bekannter Vetter von Thespis her, der in seiner Bude die Marionetten tanzen läßt!“ war es weithin bekannt, daß Hebbel schroff und unnachgiebig seine höchsten Maßstäbe an die Tagesproduktion anlegte. Setzt, nach dem Erscheinen des Briefwechsels, wo man die Summe der Mißverhältnisse und der Mißurteile berechnen kann, die für Hebbel daraus erwuchs, daß er seine innersten Gesinnungen nicht verbergen, seine Forderungen nicht herabsetzen, sein gewaltiges Pathos in Dingen der Kunst nicht verwässern konnte, wo man den Hebbel von 1838, der Freiligrath einen Marktender des Musenalmanachs nannte, ihm ein schönes Talent der Beschreibung und gute Verse zugestand, doch hinzusetzte: „Dies Talent verhundertfacht giebt nach meiner Idee noch keine Faser zum wahren Dichter,“ mit dem von 1858 vergleichen kann, der Werders Trauerspiel „Kolumbus,“ dem er eine gewisse Bedeutung nicht absprach, mit den Worten charakterisirte: „Alles allgemeine des Stücks, den Plan, die Anlage der Charaktere, die Intentionen der Sprache sogar finde ich vortrefflich; für mein Gefühl tritt aber nichts ins Leben. Die tragischen Mächte sind wirklich heraufbeschworen, aber, um ein Bild von Plutarch zu entlehnen, nur die Mütter ohne ihre Kinder; man wird auf geweihten Boden versetzt, aber man trifft dort nur Schatten an, die nicht bluten können,“¹⁾ jetzt weiß man sicher, daß der eine wie der andre dazu geschaffen war, bei dem Picknick der zeitgenössischen Litteratur als unbequemer Störenfried angesehen zu werden. Niemand hatte herzlichere und wärmere Freude als Hebbel, wenn er Leistungen oder auch nur Bestrebungen der Lebenden anzuerkennen vermochte, aber für ihn lag es außer der Möglichkeit, etwas von dem innern Gesetz künstlerischer Dinge oder auch nur von dem zu erlassen, was ihm selbst als Gesetz galt.

Heute ist kein Zweifel mehr möglich, daß in der Kunstanschauung des großen Dichters nicht ein Irrtum, aber eine schroffe Einseitigkeit vorhanden war, daß Hebbel, vor nichts zurückschreckend, was eine Tiefe hat, der Breite der Welterscheinungen ohne lebhaftern Anteil gegenüberstand und sie in der Poesie auch da verwarf, wo sie ihr gutes Recht haben. Er war in Wahrheit unfähig, in Naturen wie Walter Scott und den phantasiereichen Spaniern

¹⁾ An Friedrich von Schtrig: Wien, 28. Januar 1859.

Dichter in seinem Sinne des Worts zu erkennen, und fühlte sich weit eher gedrungen, untergeordnetere und unreifere Werke, in denen aber der Antrieb zu psychologischer Vertiefung, zu dem, was ihm als innere Entwicklung galt, sichtbar war, gelegentlich zu überschätzen. Auch dafür bietet der Briefwechsel eben so viele Beweise, als wie für die strenge und unantastbare Redlichkeit, mit der Hebbel bei allen seinen Aussprüchen und Urteilen verfuhr.

Der dunkle Trieb in seiner eignen Entwicklung, der dämonische Zug, der ihn fast unwiderstehlich in die Todesvorstellung hineinriß, kam ihm früh zum Bewußtsein. In einer ganzen Reihe von Erlebnissen erblickte er „einen Grund mehr, das Leben zu verachten und den Tod zu lieben,“¹⁾ beinahe jede seiner Stimmungen mündete in das Gefühl oder die Sehnsucht des Todes, und wenn er dies Gefühl wohl als eine höchste Wollust pries, „jene Wollust, die uns nur in unsern schönsten und in unsern längsten Stunden beschleicht,“²⁾ in schlimmer Stunde überkam ihn „der völlige Ekel am Leben,“ und er gestand ein: „Sieh, liebes Kind, der Tod quillt aus meinem glühendsten Leben. Alles ist mir zuwider, besonders was von mir selbst ausgeht.“³⁾ Gleichwohl trug er, mit der Entfaltungsfähigkeit seines Talents aufs innigste verwachsen, die Zuversicht des Lebens in sich und sagte: „Es wäre mir fürchterlich, wenn ich in meiner jetzigen Beschaffenheit in einen höhern Kreis eintreten sollte; ich fühle, daß ich einem Wendepunkte nahe bin; ich bin eben darum überzeugt, daß Gott mich noch nicht abrufen kann. Kein Mensch verläßt die Erde, so lange sie ihn in Bezug auf Geist oder Herz noch verändern kann; dies ist mir eine unumstößliche Wahrheit; der Tod hat nur Macht über das Gewordne, nicht über das werdende.“⁴⁾ Hebbel täuschte sich auch nicht über den verhängnisvollen Gang zur Reflexion, zur grüblerischen Zerfaserung des guten Augenblicks, zur Geringschätzung des lebendigsten Eindrucks, wenn dieser nicht das Tiefste in ihm aufrührte, er gestand unumwunden ein: „Ich lasse die besten Stimmungen vorübergehen und setze mich erst hin, die Schmetterlinge zu malen, wenn ich den bunten Staub auf ihren Flügeln nicht mehr sehe,“⁵⁾ oder er schrieb: „Welche Freude würde es sein, Ihnen über Italien zu sprechen! Aber darüber schreiben? Bei Gott, ich wüßte nichts zu sagen, als daß der Himmel blau ist, und daß Raphael und Michel Angelo wirklich Maler waren.“⁶⁾ Gleichwohl scheint er den Gedanken weit von sich gewiesen zu haben, daß diese Schranke seiner Natur und Individualität in gewissem Sinne doch auch Schranke des Urteils und der angestrebten Gerechtigkeit sei. Man kann nur sagen, daß in dem Maße, wie er selbst der Lebensfreude und des genügsamen Genusses fähiger wurde, indem er lernte, neben der glühend leidenschaftlichen,

¹⁾ An Elise Lensing; München, den 5. Oktober 1838. — ²⁾ An Elise Lensing; München, 29. September 1836. — ³⁾ An Elise Lensing; München, 11. April 1837. — ⁴⁾ An Elise Lensing; München, 31. Dezember 1838. — ⁵⁾ An Elise Lensing; Paris, den 7. August 1844. — ⁶⁾ An Felix Bamberg; Wien, den 27. Februar 1846.

der markverzehrenden Stimmung auch jeder andern ihr Recht zu gönnen, er empfänglicher für poetische Geister wurde, „die das Schöne zwar nicht in seiner reinen Glorie hinzustellen vermögen, deren Schöpfungen jedoch wie matte Regenbogen mit erlöschenden Farben daran erinnern,“ wie es in seiner Kritik des Mosenschen Dramas „Der Sohn des Fürsten“ heißt.

Aber sind auch die Briefe Hebbels, die sich (bedeutende Lücken abgerechnet) vom Jahre 1831 bis zu seinem Todesjahre 1863 erstrecken, unverwerfliche Zeugnisse seines innern Reichthums, seiner gewaltigen gegen sich selbst wie gegen andre unbarmherzigen Wahrhaftigkeit, der Eigentümlichkeit seiner Bildung, der Mannigfaltigkeit seiner Weltbeziehungen und der Herzenswärme seiner menschlichen Verbindungen, verdeutlichen und erweitern sie die Einsicht in Wesen, Leben und Wirken des Dichters, so können doch auch sie den dunkelsten Punkt, das zurückbleibende Rätsel in der Natur Hebbels, nicht völlig aufhellen. Wer wahrhafte, warme und nachfühlende Teilnahme für den Dichter empfindet, stößt, je mehr er sich mit der gesamten Dichtung Hebbels vertraut macht, auf dieses Rätsel. Nicht darin liegt es, daß Hebbel Denker und Dichter zugleich war — diesen Vorzug teilt er ja mit allen hervorragenden Dichtern —, auch nicht darin, daß gewisse Elemente seines grüblerischen Denkens niemals rein in die poetische Anschauung und Form aufgehen konnten. Es liegt in der jähen Plötzlichkeit, der unvermittelten Schroffheit des Wechsels von leidenschaftlicher, fortreißender Naturgewalt und tiefsinniger, aber nicht zu Leben gewordener Reflexion, in dem Nebeneinander heißer Blut und eifigen, markdurchschneidenden Frostes, in dem Widerspruch zwischen dem echt dichterischen Bedürfnis nach Rhythmiß der eignen Seele, ja des ganzen Daseins und zwischen der unbefiegbaren Neigung zu den härtesten Foltern der Abstraktion. Man sollte nie ein Bild brauchen, zu dem es keine Wirklichkeit giebt; und doch, wenn man sich vorstellen dürfte, daß ein Vulkan unterhalb seines Kraters einen Gletscher trüge, und daß die glühende eben vom Krater ausgeworfne Lava jedesmal über das Gletschereis fließen und hier erstarren müßte, so würde man das Bild für gewisse dunkle Vorgänge in Hebbels innerm Leben haben. Sicher hat Hebbel, wie vieles Schroffe und Herbe in seiner Natur, so auch den dämonischen Zug zu diesem jähen, unvermittelten Wechsel, den Felix Bamberg (in seiner Abhandlung über Hebbel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“) lediglich auf den Drang zur Kürze im Gestaltungsprozeß zurückführen möchte, und von dem er zugiebt, daß der Dichter dadurch „dem minder geübten Auge zum Auffassen des Lebendigen nicht genug Anhaltepunkte gelassen habe,“ in spätern Lebensjahren und Schöpfungen stark gebändigt, ja glänzend besiegt. Und ohne Zweifel erscheint Hebbel auch in den Briefen dieser spätern Jahre trotz das unverlierbaren wüchtigen Ernstes seiner Natur lebensheiterer, verjöhnter, poetisch gerundeter, als in den inhaltvollen und in ihrer Besonderheit dämonisch fesselnden Briefen der Studentenzeit und der Wanderjahre.

Nur die rohe Zuversicht des nüchternen Verstandesphilisters, die alles ausmessen zu können vermeint, wird das Rätsel, das in die unsichtbaren psychischen Wurzeln einer bedeutenden Individualität verläuft, ausschließlich auf körperliche Anlagen, Äußerlichkeiten und deutlich nachzuweisende Eindrücke der frühen Jugend zurückführen wollen. Wenn aber Bamberg mit unverkennbarem Hinblick auf Ruhs Lebensbild im Epilog zum Briefwechsel ausspricht: „Es ist ein Fehlgriff, die Grundlinien zu Hebbels Gesamtbild aus der materiellen Armut seiner Jugend zu sammeln; die Wahrheit ist vielmehr die, daß das Schicksal ihm zu den ernstesten Elementen des Lebens die Organe verliehen hat, sie ganz in sich aufzunehmen, und daß dadurch sowohl diese wie jene geschärft wurden; gerade die Armut war es, die ihn bereicherte, und deshalb habe ich mich auch stets bemüht, ihn nicht nach seiner Armut, sondern nach seinem Reichtum aufzubauen,“ so fühlt man sich doch unwillkürlich gedrängt, Ruhs Darstellung bezüglich der Jugendjahre in Wessalburen, ihre hemmenden und drängenden Einflüsse in Schutz zu nehmen. Während Hebbel in spätern Jahren mitten aus der Fülle der Erscheinungen und der hellen Freude am einzelnen Schritt für Schritt, fast unmerklich zum Urgrund und Ende aller Dinge schweifte, fühlte er sich in seiner unbeglückten Jugendzeit gewaltsam unwiderstehlich und, bevor er des Augenblicks froh geworden war, zu diesem Urgrund und Ende hingerissen. Selbst damals vergoldete seine Lyrik das Zuständliche, das karge Stück Leben, das ihm etwas — ach wie wenig! — gewährte, oder was in guter Stunde mit dem Auge des Dichters gesehen wurde. Aber im ganzen flößten ihm Umgebung und Lebenslage jener Zeit Widerwillen und ein starkes Gefühl der hinausstrebenden Ungeduld ein; statt sich in der Mitte der Dinge glücklich befangen zu fühlen, suchte er sich ihnen um jeden Preis zu entrücken, erhob sich mit ungestümem Trotz, mit unreifem oder vorreifem Denken, dem seine Phantasie Schwung gab, über die widerwärtige Enge seines Daseins. In Umgebungen, denen sein poetischer Genius nichts sagte, die das höchste Vermögen seines Geistes nicht zu ehren wußten, trieb es ihn durch starkgeistige Reflexion, durch energische Steigerung seiner vermeintlichen Erkenntnisse, durch eine scheinbar schon abgeschlossene Weltanschauung zu imponiren. Indem er in die freie Region des kühnsten Denkens zu entfliehen trachtete, wußte er selbst nicht, wie stark dieses Denken dennoch von dem erlebten Glend, von dem Mißverhältnis seines innern Selbstbewußtseins und des unwürdigen Drucks von außen beeinflusst war. Hebbel zögerte niemals, auf jeder nächsten Stufe seiner Entwicklung alle als unfruchtbar, überreizt und gewaltsam erkannten Gedanken aus seiner Weltanschauung wieder auszuscheiden, doch die Gewöhnung, jähen, gewaltsamen Reflexionen neben den Offenbarungen seines Genius eine Macht und ein Recht über sich einzuräumen, wurde von ihm schwer und erst ganz zuletzt völlig überwunden.

Können aber auch die gehaltreichen Briefe Hebbels den letzten Knoten

seiner wunderbaren Persönlichkeit nicht lösen, so legen sie doch klar alle Fäden dar, die von diesem Knoten auslaufen, und lassen uns die Rückwirkungen einer großen Welt und einer bewegten Zeit auf einen Dichter erkennen, der in frühester Jugend schon den Kreis seiner Teilnahme und seiner Darstellung so weit spannte, wie es eben der große Dramatiker vermag, der „die Welt mit allen Lebensströmen und von Gott an bis zum unseligsten Narren herunter“ umfassen wollte. Man kann in einzelnen kaum anfangen, den Wert dieser Briefe zu charakterisieren. Den vollen Genuß beim Lesen des Briefwechsels werden natürlich nur die haben, die ein deutliches Bild der Litteraturentwicklung und des litterarischen Lebens in Deutschland während des Menschenalters zwischen 1830 und 1870 schon in sich tragen; die Mehrzahl der Briefe Friedrich Hebbels selbst hingegen kann oder könnte tausenden lieb werden. Denn was an tiefster Ursprünglichkeit, an Welt- und Kunstseinsicht, an Stimmungskraft und echter Lebensweisheit in diesen Briefen waltet, die zugleich größtenteils stilistische Meisterstücke sind, das erhebt sich weit über den zufälligen Anlaß der Aussprache, das hat Anspruch auf Dauer und lebendige Nachwirkung, wie nur irgend ein Dichterwerk.

Das Lieblingsthema Hebbels in seinen Briefen war und blieb die Poesie, mit der er selbst stand und fiel, und deren tiefste Geheimnisse zu ergründen er niemals müde wurde. Durch ganze Briefreihen (an Felix Bamberg, an Emil Kuh, an Siegmund Engländer, an Friedrich von Uchtritz, an diesen vorzugsweise, an Fr. Th. Röttscher) und durch zahllose einzelne Briefe ziehen sich die Erörterungen, die Winke, die kurzen schlagenden Äußerungen, die kraftvollen Bilder, die wie emporflammende Lichter bald ein Stück seines eignen Schaffens beleuchten, bald auf den tiefsten Grund fremder Schöpfungen hinabsehen lassen. Hebbel war in jüngern Jahren geneigt — seine Briefe bestätigen es hundertfältig —, die Zweifel zu teilen, ob sich in Betrachtung der allgemeinen Weltverhältnisse in unsrer Zeit ein Künstler völlig entwickeln könne. Von der Idee des Absoluten beherrscht („das Vorzüglichste ist in allen Kreisen gebracht, es kann höchstens noch einmal gebracht werden, und das ist gar nicht notwendig. Wem es um Selbstachtung zu thun ist, der muß strenger und unachsichtiger gegen sich sein, als es jemals ein Autor war. Versuche und Experimente sind verächtlich in einer Zeit, wo selbst das Vorzügliche keinen Anspruch machen darf“¹⁾), schien er sich das Verdammungsurteil über jeden Anlauf, der mit kürzerm Atem als dem seinigen erfolgte, gleichsam vorzubehalten, und noch um die Zeit seiner Niederlassung in Wien erklärte er: „Ich bin überzeugt, daß es keiner, auch bei reichster Ausstattung, weiter als bis zur monumentalen Bedeutung bringt. Wenn sie (Gervinus und Vischer) aber behaupten, daß keine Künstler mehr vorhanden seien, daß

¹⁾ An Elise Lenfing; München, 12. Dezember 1838.

keine zu entstehen vermöchten, so muß ich ihnen freilich widersprechen und ihren Ausdruck dahin modifiziren, daß billig keine vorhanden sein und keine entstehen sollten. Die Natur erlaubt sich manches. Sie schafft im Menschen selbst schon ein Wesen, dem offenbar ein größerer Begriff zu Grunde liegt, als es ausspricht. Sie wiederholt die Freiheit, die hierin liegt, auch innerhalb des Kreises der Menschheit, ja wiederum in jedem untergeordneten Kreise dieses Kreises. Sie kümmert sich noch viel weniger darum, ob die Menschen, die sie hervorbringt, auch die geeignete Atmosphäre vorfinden.“¹⁾ Doch wie schmolz dieser starre Gleichmut vor jedem warmen Hauch wirklicher, echter Poesie dahin, wie erhellte und belebte sich die starre weltrichterliche Miene, so oft er auf eine Kunstleistung stieß, die von innen heraus belebt war, und der statt eines Verstandesprozesses die echte künstlerische Intuition zu Grunde lag! Hundert rührende Beispiele für die unmittelbare Empfänglichkeit ließen sich aus diesen Briefen unmittelbar neben die Beispiele der Strenge und des unbeugsamen Ernstes stellen, die ihm in Dingen der Kunst und Litteratur eigen waren. Er wurde nicht müde, sich in alle Herrlichkeit der Poesie zu versenken, und genoß auf der Höhe seiner Entwicklung und Bildung mit dem Kindersinn, den alle großen und echten Künstlernaturen bewahren, die verborgensten und bescheidensten Schönheiten, in denen sich Anschauung, Bild und sinnlicher Laut deckten. Und je tiefere Einsicht er in das Wesen der Kunst, der Poesie vor allem, gewann, um so reizvoller fand er es, sich diesem Genuß hinzugeben. Er ermutigte bis ans Ende seine jüngern Freunde, ihm auf diesen Wege entschlossen zu folgen. „Fahren Sie fort, rief er mir nach Mitteilung kritischer Aufsätze zu, sich in dies Mysterium, in dem alle andern, welche die Welt darbietet, mit enthalten sind, mehr und mehr zu vertiefen und besorgen Sie nicht, von der Afterkritik des Tages erschreckt, Ihre Naivität dadurch zu verlieren. Die Phantasie bleibt ewig jungfräulich, und auch der größte Physiolog zeugt seine Kinder im Traume.“²⁾ Siegmund Engländer, der durch politische Thätigkeit und politisches Flüchtlingstum aus seiner ursprünglichen Laufbahn gerissen war, trieb er an, sich der Kritik im höchsten, in seinem Sinne zu widmen: „Gewiß kann niemand umkehren oder irgend eine Episode mit ihren innern und äußern Folgen aus seinem Leben austreichen. Aber jeder kann sich auf sich selbst wieder besinnen und sich von dem Punkte aus, wo er gerade steht, dem Ziel wieder zuwenden, auf das seine Kräfte, dem natürlichen Zug folgend, der den Menschen am sichersten leitet, von Anfang an losarbeiteten. Das ist für Sie die reproduktive Kritik, die jetzt in Deutschland keinen einzigen Repräsentanten hat. Ihr Brief beweist mir, daß Sie von den dazu nötigen Eigenschaften keine einzige verloren haben; wer thäte es Ihnen denn gleich im Nachempfinden des Eigentümlichsten und in genialer Widerspiegelung durch

¹⁾ An Felix Bamberg; Wien, 23. Oktober 1846. — ²⁾ Gmunden, 6. August 1860.

eine Fülle der wunderbarsten Bilder und der reichsten Anschauungen? Hat Ihr Enthusiasmus sich geschwächt, so hat Ihre Ironie sich dafür gesteigert, und den Enthusiasmus brauchen Sie bei Betrachtung der deutschen Litteratur selten, die Ironie aber alle Tage.“¹⁾ An Emil Kuh richtete er die tiefen Worte: „Sie treten in Ihrer Auffassung dem Geheimnis der Kunst immer näher; allerdings ist es ihr innerstes Wesen, das dem Menschen eingeborne Sehnen zu stillen, ja in der Wurzel auszubrennen, und eben darum kann der Künstler im Zwiespalt zwischen sich und der Welt nicht stecken bleiben, da er von dieser noch gar nichts sieht, wenn er sie nicht rund sieht. Doch darüber ist unendlich viel zu sagen; es ist der einzige Knäuel, der sich nie ganz abwickeln läßt, und ich sage: Gott sei Dank! dazu.“²⁾ Wie ein Schrei aus tief gepreßtem Herzen und in seiner Wahrheit geradezu erschütternd, klingt im Gegensatz zu dieser höchsten Auffassung der Kunst seine Charakteristik der Tageslitteratur: „Es ist im eigentlichen Verstande eine Selbstzerstörungssucht über die Welt gekommen, die sich in allen Kreisen auf gleiche Weise äußert, und die, so sehr sie auch alle Grenzen überschreitet, doch nur die gesunde Folge unsrer kranken Zustände ist. Alles wütet in den eignen Eingeweiden, und die Litteratur, in der sich die sämtlichen Lebensprozesse konzentriren, am meisten und freilich am widerwärtigsten. Man muß eben durch, und was zusammengehört, muß sich zusammenschließen, nicht bloß zum Schutz, sondern auch zum Trutz. Es ist die Periode der Koalitionen gekommen, denn wenn die Götter nichts mehr für den Künstler thun, wenn sie ihm sogar Licht und Luft entziehen, die sie ihm schuldig sind, bleibt ihm nur die Selbsthilfe übrig. Ein halbes Menschenleben lang habe ich mich gegen diese Wahrheit gesträubt; jetzt muß ich sie anerkennen, wenn ich auch stark bezweifle, daß ich sie meinerseits praktisch werden lassen kann. Das Theater soll eine Arena der Nullität sein, und was die Leiter in unsern Augen herabsetzt, erhöht sie in denen ihrer Vorstände. Die Journalistik soll den Chor von hunderttausend Narren, deren Faust gedentt, vorstellen, und der Grund liegt auf der Hand. Das Buch soll um seinen Kredit gebracht werden, daher die Begünstigung der Feuilletonschreiberei. Das hängt alles zusammen, und die Rückwirkung äußert sich in der Litteratur, die sich gemißbraucht und erniedrigt fühlt, ohne sich wehren zu können, als Esel vor sich selbst, der zuletzt, wie bei körperlich verwahrlosten Individuen von Geist und Charakter, in Selbstverspottung umschlägt.“³⁾ Man starrt einigermaßen ungläubig auf das Datum dieser schauerlich wahren Charakteristik und fragt sich, wie Hebbel, dem schon 1853 die Zustände so trostlos erschienen, volle vierzig Jahre später die Lage der Litteratur, das heißt der Litteratur, die diesen Namen verdient, und ihr Verhältnis zum Publikum und zur sogenannten öffentlichen Meinung angesehen haben würde.

¹⁾ An Siegmund Engländer; Wien, 9. September 1857. — ²⁾ Orth bei Gmunden, 25. Juli 1858. — ³⁾ An Adolf Pichler; Wien, 24. Juli 1853.

Wenn aber der Dichter selbst in diesem Briefe den Zweifel ausdrückt, ob er zum Mitglied auch der bestgesinnten, das Höchste wollenden, gegen sich selbst unerbittlichen „Koalition“ geeignet gewesen wäre, so darf man nach seinen Briefen und seinen darin deutlich werdenden Beziehungen zu litterarischen Freunden seine Fähigkeit dazu ohne weiteres verneinen. Gewiß konnte und wollte Hebbel gelegentlich auch „klug“ sein und manches für sich behalten, was die, denen er gegenüberstand, nicht aufzunehmen, ja nicht einmal zu begreifen vermochten. Aber immer durfte es sich dabei nur um Außerlichkeiten und Nebendinge handeln. Drohte eine Lebensfrage der Kunst oder eine ernste Frage des Lebens durch Schweigen verdunkelt oder in falsches Licht gerückt zu werden, so brach seine mächtige Natur durch alle diese Klugheit hindurch. Man braucht nicht auf die beinahe komisch verunglückten Versuche hinzuweisen, sich mit einem Schriftsteller wie Karl Gutzkow gleichsam als Macht zu Macht zu stellen, sondern kann es unmittelbar aus dem Briefwechsel mit seinen nächststehenden Freunden bestätigen. Imponierend ist der Eindruck, den wir in diesem Betracht namentlich aus Hebbels Briefen an Friedrich von Üchtritz empfangen. Und wie eine letzte Zusammenfassung der eignen Anschauung und der ethischen Notwendigkeit zugleich klingt der Brief an Siegmund Engländer,¹⁾ wo Hebbel kurz vor seinem Ende die Hauptsätze seines künstlerischen Credo noch einmal vorträgt: „Sie werden überhaupt finden, daß die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu thun haben, und die künstlerische Zeugung ist der höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgend einer seiner Phasen belauscht, und was hat die Befruchtungstheorie der Physiologie trotz der mikroskopisch genauen Beschreibung des arbeitenden Apparats für die Lösung des Grundheimnisses gethan? Kann sie auch nur einen Buckel erklären? Dagegen kann es keine Kombination geben, die nicht in allen ihren Schlangenwindungen zu verfolgen und endlich aufzulösen wäre; das Weltgebäude ist uns erschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Halm ist uns ein Rätsel und wird es ewig bleiben. — Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet, oder was auf das nämliche hinausläuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, das diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungsweise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Teil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt. Übrigens wird auch dieser falsche nicht dadurch verkürzt, denn wenn man sich auch so wenig aufs Dichten wie aufs Träumen vorbereiten kann,

¹⁾ Wien, 1. Mai 1863.

so werden die Träume doch immer die Tages- und Jahresindrücke und die Poesien nicht minder die Sympathien und Antipathien des Schöpfers abspiegeln. Ich glaube, alle diese Sätze sind einfach und verständlich. Wer sie nicht anerkennt, muß die halbe Litteratur über Bord werfen."

(Schluß folgt)



Bilder aus dem Westen

Von E. Below

2. Beim Konsul



erblüffend großartig sind die Hotels von Kansas City angelegt. Marmor, Glas, Nickel, wohin man blickt, Spiegelscheiben, Nußbaumgetäfel, elektrische Glühlichtrossetten an allen Ecken und Enden, fliegende Verkaufsstände, Prachtbüreaus für alle Nachfragen, Sammetlehnsessel zum Sitzen und Liegen, zum Kleiderreinigen und Stiefelputzen, zum Barbieren und Frisieren in allen Ecken der weiten, marmorgetäfelten Eingänge, die an Geräumigkeit oft unsern Bahnhofswartehäfen nahe kommen. Als ich in das Metropolitan Hotel trat, kam ich von einem Prachtsaal in den andern durch Flügelglasthüren, die sich beim Eintritt geräuschlos wie von selbst öffneten und eben so wieder schlossen, Thüren von der Höhe des säulengetragenen Saales. Alles war groß und hoch und weit; es wäre auch vornehm erschienen, hätten nicht dort in den Sammetpolsterstühlen weit zurückgelehnt Männer geseffen, die ihre Füße wagemüthig ausgestreckt an die Eisensäulen gestützt hatten, und die fortwährend tabakfauend die vor ihnen stehenden übelaussehenden Thon- oder Nickelnapfe benutzten. Auf der einen Seite waren prächtige marmorbelegte Verkaufstische für Cigarren, Süßigkeiten und Früchte, auf der andern Komptoirische mit ver-schwenderisch solidem Schnitzwerk, wo fortwährend zwei oder drei Kellner und Sekretäre herumhantirten, mit nichts weiter beschäftigt, als Bestellungen zu empfangen und abzugeben, die elektrischen Glocken drückend und in Kontobücher Notizen machend. Die eine Wand dieses Eintrittssaales zeigte oben unter dem Plafond einige Bogennischen, deren Gardinen dann und wann gelüftet wurden. Das war der Treppengang nach den Damenhäfen, von wo aus die Ladies jederzeit den Eintrittssaal und deren Insassen mustern konnten. Nachdem ich Herrn von Rahden begrüßt hatte, zeigte er mir die übrigen Säle, den Speisesaal, das Lesezimmer u. s. w. und erbot sich dann mit der